

Fulbert Steffensky

Zeit ist Leben

Der mexikanische Schriftsteller Carlos Fuentes hat eine Rede mit einem Nachdenken über die Zeit begonnen:

»Vor einiger Zeit reiste ich durch den Staat Morelos in Zentralmexico, auf der Suche nach dem Geburtsort von Emiliano Zapata, dem Dorf Anenecilco. Ich hielt auf dem Weg an und fragte einen Campesino, der auf dem Felde arbeitete, wie weit es zu diesem Dorf sei. Er antwortete mir: »Wenn Sie im Morgengrauen aufgebrochen wären, so wären Sie jetzt da.« Dieser Mann hatte eine innere Uhr, die die Zeit seiner eigenen Persönlichkeit und seiner eigenen Kultur anzeigte. Denn die Uhren aller Männer und Frauen, aller Zivilisationen und aller Geschichte, sind nicht auf dieselbe Zeit gestellt. Eines der Wunder auf unserem bedrohten Erdball ist die Verschiedenheit der Erfahrungen, der Erinnerungen und der Wünsche. Jeder Versuch, dieser Verschiedenheit eine uniforme Politik aufzusetzen, ist wie ein Vorspiel zum Tod.«

Ich zitiere diesen Text hauptsächlich wegen seiner Sprache. Die Sprache ist zeitaufwendig, besonders dort, wo die Begegnung mit dem Campesino erzählt wird. Der eigentliche Gedanke nämlich, daß die Zeiten aller Zivilisationen und Geschichte nicht dieselben sind, ist nicht auf sich selbst beschränkt. Er hat eine Inszenierung in der Begegnung zwischen dem Reisenden und dem befragten Campesino. Die Erzählung von dieser Begegnung trägt zum Gedanken nicht bei, aber sie erläutert sie. In der langsamen Sinnlichkeit wird der Gedanke laut, hörbar und verstehbar. Es gibt andere unentbehrliche Überflüssigkeiten in dem Text: daß die Begegnung im Staate Morelos stattfand; daß sie geschah, als Fuentes den Geburtsort von Zapata suchte, und daß dieser Ort Anenecilco hieß, das alles trägt nicht zum Fortschritt des Gedankens bei. Aber die zeitaufwendige Nennung ist der unentbehrliche Resonanzboden des Gedankens. Ohne ihn bliebe der Gedanke Partitur, er wäre nicht Musik.

Ich arbeite in einer Institution, der Universität, die bekannt dafür ist, Gedanken immer nur enthäutet zu präsentieren; als solche, ohne Beiwerk und ohne Umwege und Vorspiele. Diese Institution war bisher sprachprägend (sie ist es nicht mehr). Viele von uns haben es dort verlernt, Ideen und Gedanken Zeit und Spiel zu lassen. Sie haben es gelernt, ökonomisch mit der Zeit umzugehen und der Sprache nur die Zeit zu lassen, die sie unbedingt braucht. Wenn ich der Sprache keine Zeit lasse, dann nehme ich ihr die Leidenschaft und die Verstehbarkeit. Unsere Wissenschaftssprache ist oft nicht deswe-

gen so schwer zu verstehen, weil die Gedanken kompliziert sind, sondern weil ihnen die Hinführung und das Spiel genommen sind. Es sind eben enthäutete Gedanken; alles ist direkt da und gesagt; die Zeit für die Annäherung ist nicht gelassen.

Die Reduktion der Sprache auf das »Wesentliche« stört nicht nur ihre Verstehbarkeit, sondern auch ihre Leidenschaft und ihre Moralität. Der nackte Gedanke in dem Fuentes-Zitat – alle Geschichte hat ihre eigene Zeit – enthält keinen Appell, er hat keine Zuneigung und ergreift nicht Partei. Wird der »Gedanke« aber erläutert, wird er sichtbar und hörbar in der Gestalt des Campesino, der dem Fragenden seine Antwort gibt, dann ist mit dem Gedanken immer auch ein Ethos mitgenannt: So soll es sein! Laßt dem Campesino seine eigene Zeit, auch wenn es nicht deine Zeit ist! Je abstrakter ein Gedanke und eine Sprache sind, desto parteiloser sind sie. Man weiß nicht, für wen oder gegen wen sie sprechen. Sie werden innerlich undeutlich. Sie werden neutral.

Mit der Sprache habe ich angefangen, weil alle, die dies lesen, und ich selber beruflich mit Sprache zu tun haben. Aber man kann es allgemeiner sagen: Alle Lebensaneignung ist langfristig und braucht Zeit. Ich beobachte mich selbst: Gerade komme ich von einer fünftägigen Reise zurück. Meine Arbeit hat mich in fünf Städte gebracht. Einen Abend war ich in Halle. Aber von Halle, wo ich zum ersten Male war, kenne ich nur ein Hotel und die häßliche, von Autostraßen zerschnittene Landschaft um den Hauptbahnhof. Ebenso kurz habe ich Stuttgart, Hof, Berlin und Kassel auf dieser Reise gesehen. Welch eine Beleidigung dieser Städte, sie nur in der äußersten Reduktion auf ein Hotel und einen Vortragsraum wahrgenommen zu haben! Diese Städte haben mir nichts gegeben. Sie waren mir nichts schuldig, weil ich ihnen keine Zeit gelassen habe. Sie sind nicht in meinem Gedächtnis, und ich habe keinen Grund, sie zu lieben. Durch meine eigene Schuld haben sie mir das Leben nicht freundlicher gemacht. Ich bin Herr der Zeit geworden. Ich kaufe die Zeit weg, und mit einem raschen Griff bin ich immer bei der »Sache«, bei meinem Vortrag in Halle, Stuttgart oder Berlin. Ohne Zweifel ist meine Freiheit gewachsen. Früher waren die Menschen Sklaven der Zeit. Die schwer überwindbare Entfernung hat ihnen die Annäherungszeit auferlegt. Der Abend hat ihnen diktiert, wann sie mit der Arbeit aufhören sollten. Der Morgen hat ihnen diktiert, wann sie anfangen können. Tag und Nacht, Winter und Sommer, Nähe und Ferne waren Diktate. Die Zeit war ein harter Tyrann.

Aber es ist anders geworden, zumindest in der westlichen Welt. Ich kann die Zeit wegkaufen von den Dingen und diese »instant« haben. Vor einer fremden Stadt, vor einem fremden Land liegt kaum noch das, was man eine Reise nennen kann. Alles ist in Stunden gemacht. In Minuten durchfliege ich mit dem Auto die Stadt. Die Jahreszeiten werden gleichgültiger. Ich muß nicht auf das erste Grün im Frühjahr warten, auf die ersten Blumen und auf den ersten Salat. Alles liegt mir als Fertigware zu Füßen. Aber in der zupackenden Raschheit werde ich auch die Sehnsucht des alten Liedes verlernen »Nach grüner Farb mein Herz verlangt«.

Könnte es sein, daß dieses Verhältnis zur Zeit auch die Beziehungen der Menschen untereinander prägt? Freundschaft braucht Zeit. Das Verhältnis der Eltern zu den Kindern braucht Zeit. Die Liebe braucht Zeit. Sie braucht Zeit, wenn sie entsteht, sie braucht Anwe-

ge. Sie braucht auch Zeit zu verklingen und zu sterben. Könnte es sein, daß sie vom allgemeinen Zeitverhalten diktiert ist? Man weiß oft nicht: Ist A noch mit B zusammen, oder aber schon mit C, und es spukt vielleicht noch ein altes D in der Beziehung. Es gibt eine omnipotente Gleichzeitigkeit, die den Menschen eher verzweifeln läßt, statt daß sie ihn glücklich macht. Menschen werden in dieser Gleichzeitigkeit sich selbst undeutlich. Sie wissen nicht mehr, wer sie sind, sie wissen nicht mehr, wen sie lieben.

Langsame Zeiten halten wir immer schwerer aus. Lange Weile hat die Menschen schon immer gequält. Die Alten von uns erinnern sich an alte Zeiten, in denen man noch nicht mobil war und sich die Zeit noch nicht mit Kino oder Fernsehen vertreiben konnte. Die Nachmittage der zweiten Feiertage waren oft unerträglich, und man hat sich nach der Arbeit gesehnt. Das Leiden an der langsamen oder »leeren« Zeit hat sich sicher verschärft. Wer kennt nicht das Gefühl der Panik, wenn man in einen Zug eingestiegen ist und dort bemerkt, daß man kein Buch bei sich hat? Horror vacui – die Angst davor, in der Langsamkeit und in der leeren Zeit auf sich selbst zu stoßen, auf jenen unbequemsten Gast! Die Alten konnten noch nicht so gut sein im Zeitvertreib, wir aber können es, und wir tun es bedenkenlos.

Ich habe mir einige Sätze aufgeschrieben, die ein Abteilungsleiter beim Fernsehen gesagt hat, als er den Dokumentarfilm einer jungen ostdeutschen Filmemacherin beurteilte:

Und, meine liebe Frau S., im Westen kommt man eher auf den Punkt. Das werden Sie noch lernen müssen. Keine langen Reden, keine Pausen, man kommt auf den Punkt. Man weiß eben, was man will. ... Sie werden noch viel lernen müssen, vor allem Effizienz! Man muß nur mal vormittags um elf über den Alex gehen. Da weiß man schon alles! Also so, wie die Leute laufen, so arbeiten sie auch. Wirklich, die laufen anders. Eine Gemächlichkeit! Vormittags! Das überträgt sich, sogar auf mich: Ich hatte eine Pause vor einer Besprechung, bin über einen Friedhof spaziert, und plötzlich, ho ho, habe ich ganz vergessen, daß eigentlich Arbeitszeit ist. Ha, ha, passiert mir nur im Osten sowas!

Ich zitiere dies so ausführlich, weil es sicher ein Dokument ist, ein Dokument nicht eines armen Irren, sondern eines armen Normalen. Es ist die Sprache eines Stadtneurotikers, bizarr und gehetzt, kurze und eruptive Hauptsätze; ausgestoßene und niemals entwickelte Gedanken. Die Sätze sind schrill wie überlaute Musik, und die Sprache stirbt an der Rastlosigkeit des Sprechers. Er ertappt sich bei der Langsamkeit wie bei einem Atavismus (... bin ich über einen Friedhof spaziert ...), belustigt darüber, daß es sie überhaupt noch gibt. Effizienz verträgt keine Langsamkeit, da hat unser Abteilungsleiter recht. Aber Denken, Poesie und Frömmigkeit brauchen Langsamkeit, und sie werden zerstört, wo man bei ihr mit der Zeit geizt. Die Beachtung der Zeit macht uns kenntlich – diesen Gedanken

möchte ich weiterspinnen. Sich selber deutlich zu sein, das heißt einmal zu wissen, was man liebt, was man verachtet, welche Lebensoptionen man verfolgt. Man wird sich also deutlich durch Lebensinhalte. Man wird sich aber auch deutlich durch Markierungen und Ordnungen; dazu gehört die Markierung in der Zeit und mit der Zeit. In allen spirituellen Entwürfen hat man sich der Zeit und ihrem Wechsel angefügt. Man hat den Morgen und den Abend beachtet; man hat den Rhythmus der Wochen, Monate und Jahre beachtet; man hat den Wechsel der Jahreszeiten beachtet. Die Quartembertage, also die ersten Tage einer neuen Jahreszeit, waren in der Alten Kirche Zeiten des Fastens und der Selbstbesinnung. Menschen haben sich durch Zeiten markiert und sich kenntlich gemacht im Rhythmus und im Zeitritual, das sie beachten. Man zeichnet sich durch die Einhaltung bestimmter Zeiten. Zu bestimmten Zeiten besann man sich, machte seine Meditation, ging man beichten, suchte man seinen Lehrer auf, fastete oder schwieg man. Man schützte sich vor unnötigen und den eigenen Willen zerfressenden existentiellen Entscheidungen. Man fragte sich also nicht täglich in zweifelnder Ungewißheit, ob man etwa an diesem Tag fasten solle oder ob dieser Tag der geeignete Schweigetag sei. Man tat dies alles, wenn »es Zeit« war; wenn mir also die Zeit von außen sagte, was jetzt zu geschehen habe – das Fasten, das Schweigen oder die Beichte. Ich nenne hier nur am Rand die Gefahr, die in einem solchen Verhalten steckt, nämlich sich selber enteignet zu sein in formalen Ordnungen. Dies ist nicht mehr die Gefahr eines posttraditionalen und individualisierten Lebens. Unsere Gefahr ist vielmehr das Versinken im ungezeichneten Leben, die Gleichzeitigkeit aller Sachverhalte und damit die Entrhythmisierung des Lebens.

Der Rhythmus heilt, weil er vergewissert. Die Erfahrung des wiederkehrenden Morgens sagt mir, daß die Zeit nicht zu Ende ist, daß morgen und übermorgen auch noch ein Tag sein wird. Die Erfahrung des wiedergekehrten Frühlings sagt mir auch im Winter, daß dieser nicht endlos ist. Die Rhythmen waren immer Gegenstand der öffentlichen Feier, das ist der Sinn vieler Feste. Diese Feste sind öffentliche und bewußte Wahrnehmungen des Rhythmus und der Wiederholung. Es sind also soziale Vergewisserungen, daß das Leben wiederkommt und daß die Hoffnung nicht gestorben ist.

Rhythmen haben Menschen dazu angeleitet, zu bestimmten Zeiten dieses oder jenes zu tun oder zu lassen. Vielleicht setzte ein solches Verhalten den Glauben an einen objektiven Sinn oder an eine objektive Stimmigkeit voraus, die sich in zeitlichen Wiederholungen auslegt. Wo dieser Glaube zerbrochen ist, da wird der Rhythmus ersetzt durch Augenblicksentscheidungen und Augenblicksbedürfnisse. D.h. das Leben wird existentialisiert, und es hat genau so viel Sinn, wie ich ihm zuspreche. Sinn geschehen gibt es nicht mehr als soziales oder allgemeines; es gibt es nur noch als individuell vollzogenes. Daran hängt es wohl, daß Rhythmus durch Individualbedürfnis ersetzt ist. Ich gehe in einem solchen Bewußtsein also nicht zur Beichte, weil die Quartembertage da sind – ein alter Bußtermin, sondern weil ich mich hier und jetzt dazu entscheide; ich meditiere nicht, weil meine Meditationszeit nun gekommen

ist, sondern weil mir in diesem Augenblick nach Meditation zumute ist. Ich frage mich, was z.B. eine solche Vernachlässigung der Rhythmen zugunsten einer situativen Entscheidung oder eines situativen Bedürfnisses in der Kindererziehung, besonders in der Erziehung des Kleinkindes bedeutet. Ich will ja Kinder nicht »objektiven« Rhythmen unterwerfen, daß sie also nur gefüttert und gepflegt werden, wie es die Zeit diktiert. Aber könnte es sein, daß man Kinder zu Selbsttyrannen macht, wenn man ihre situativen Bedürfnisse verabsolutiert und wenn man sie nicht lehrt, was sie heilen kann – den Rhythmus? Und könnte es sein, daß wir selber zu Selbsttyrannen werden, wenn nichts mehr gilt als unsere eigene Situativität?

Ich frage mich, ob es Tugenden gibt, die die Zeit ehren. Als Subjekte in der Hemisphäre des technischen Fortschritts haben wir vor allem zeitraffende und zeitstraffende Fähigkeiten erworben. Wir können die Zeit planen, wir können sie verkürzen, wir können sie benutzen. Beherrschung der Zeit wird fast zu einem absoluten Wert. Eines Tages kam Theodor Heuss, der erste Bundespräsident, von einem Staatsbesuch in der Schweiz zurück, und zwar mit der Bundesbahn. Der Vorsteher des Bonner Bahnhofes begrüßte ihn und sagte stolz: »Herr Bundespräsident, unser Zug war auf die Minute pünktlich.« Heuss meinte trocken: »Und was habe't Sie davon?« Die Frage stellt sich: Was haben wir von unseren zeitbeherrschenden Haltungen? Könnte es sein, daß darüber wichtige menschliche Tugenden verkümmern, in denen wir eher Geschwister als Herren der Zeit sind: die Geduld, das Warten, das Wachsenlassen. Vielleicht muß man glauben, daß der Grund der Dinge gut ist, um Zeit zu lassen – sich selber, Menschen, Tieren, Pflanzen. Vielleicht muß man an Gott glauben, um darauf zu verzichten, atemloser Macher des Ganzen zu sein.

Dr. Fulbert Steffensky ist Professor für Religionspädagogik am Fachbereich Erziehungswissenschaft der Universität Hamburg.